

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift

Band: 7 (1897)

Heft: 4

Artikel: Über den Anthropomorphismus oder die Vermenschlichung der Natur im Denken und in der Sprache : 7. Teil

Autor: Bosshart, J.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-789027>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Über den Anthropomorphismus

oder

die Vermenschlichung der Natur im Denken und in der Sprache.

Von Dr. J. Bosshart.

VII.

Nachdem wir den Anthropomorphismus in seinem mutmasslichen Ursprung aufgespürt und auf seinem Entwicklungsgang durch Mythologie, Sage und Aberglauben bis in die Kinder- und Ammenreime verfolgt haben, bleibt uns noch übrig, zu untersuchen, was von ihm in der von uns gesprochenen Sprache noch vorhanden ist. Denn eine so üppig wuchernde Pflanze, wie der Anthropomorphismus es einst gewesen sein muss, kann nicht von einem Tag auf den andern abgestorben und spurlos verschwunden sein: wie sich von dem alten Glauben unserer Vorfahren im Gedächtnis des Volkes noch manche Züge als Aberglauben erhalten haben, so werden sich auch in der Sprache Überreste vorfinden von jener primitiven Vorstellungsweise, die in allen Wesen, lebendigen wie toten, menschliche Art voraussetzte. Wir sagen Überreste, denn dass der Anthropomorphismus in gleichem Masse, wie sich die naiven Völker zu Kulturvölkern entwickelten, zurückgedrängt wurde, liegt in der Natur der Sache. Nur in den religiösen Vorstellungen, denen die Menschheit immer mehr oder weniger naiv gegenüberstehen wird, hat er das Feld noch behauptet. Dass er in unserem sonstigen Denken keine bedeutsame Rolle mehr spielt und nicht mehr lebendig ist, kann jeder an sich selbst beobachten. Freilich einer, der unser Denken nur nach unserer Sprechweise beurteilte, der alles, was wir sagen, wörtlich nähme und z. B. bei dem Satz: „Der Blitz hat in ein Haus geschlagen“, an ein wirkliches Dreinschlagen dächte, müsste zu einem andern Schluss kommen. Tatsache ist, dass, obschon wir die alten mythologischen Vorstellungen zum grössten Teil aufgegeben haben, wir die mythologische Ausdrucksweise wie so manches andere Erbgut treulich bewahrt

haben und noch immer anwenden — freilich meistens rein äusserlich und unbewusst —, besonders im Gebiet des Abstrakten. Sagen wir z. B.: „Das Wort hat ihn tödlich verletzt; die Liebe hat ihn verblendet; der Gram hat ihn gebeugt“, so ist das, äusserlich betrachtet, das gleiche, wie wenn die Alten sagten, Amor habe jemand mit seinen Pfeilen getroffen oder verwundet. Von solchen Ausdrücken wimmelt es in unsern modernen Sprachen. Das hat seinen Grund darin, dass, wenn das menschliche Denken in langsamem oder raschem Prozess umgestaltet und in andere Geleise gelenkt wird, seinem Organ, der Sprache, diese Veränderungen nur zum geringsten Teile äusserlich aufgeprägt werden. Sagen wir doch trotz Galilei heutzutage noch, die Sonne gehe auf und unter. Dem Prinzip des kleinsten Kraftmasses treu, verfährt eben die Sprache im allgemeinen nach dem Grundsatz: „Neuen Wein in alte Schläuche“ d. h. sie hält die einmal vorhandene „äussere Sprachform“ mit konservativer Zähigkeit fest und macht sie zur Trägerin des neuen Gehaltes. Wie viele noch empfundene und nicht mehr empfundene mythologische Reminiszenzen in unserer Sprache vorhanden sind, mag am Beispiel des Todes gezeigt werden.

Bezeichnend sind schon die verschiedenen Namen, die er trägt: Bald ist er ein Mähd er oder S ensen m ann, französisch *le grand faucheur*; bald ein Schnitter, englisch *death the reaper*. Dem entsprechend legt man ihm als Symbol Sichel oder Sense bei, mit denen er seine Opfer niederstreckt. Noch mannigfaltigere Form hatte er im Mittelalter: Geiler von Kaisersberg nennt ihn Holzmann, d. h. Förster, der „übersicht keinen Baum, er hauet sie alle ab“. In andern Quellen finden wir ihn mit einem Seil versehen, an das er die Toten bindet, um sie wegzuführen: *maneger quam an des Todes Seil* (Lohengrin 123); *ei waz nû dem Tôde geschicket wart an sîn seil* (Lohengrin 115). Der Franzose nennt ihn *la camarde*, den Stumpfnasigen, wohl nach dem entfleischten Schädel, so sagt P. Scarron: *je vois la mort qui me muguette, mais cette camarde est bien folle*. In gewissen Gegenden Deutschlands heisst er Streckefuss oder Streckebein, weil er den Sterbenden die Glieder streckt. Ausser diesen werden ihm noch eine Reihe anderer Tätigkeiten zugeschrieben: er bläst uns das Lebenslicht aus, wie er bei den Alten die Fackel senkte; Maler führen ihn tanzend, zuweilen musizierend vor; er entreisst uns das Liebste oder holt sich ein Opfer und manchmal jählings. So sagt der Dichter: „Rasch tritt der Tod den Menschen an.“ Er ereilt uns und rafft uns hinweg. Manchen Leuten sitzt er nach dem Sprichwort auf der Zunge; wenn einer einen Schauer empfindet, sagt man, der Tod laufe ihm übers Grab. Von schwer Erkrankten

behauptet man, der Tod schaue (blicke) ihnen aus den Augen; sterben heisst mit Tod abgehen, also eigentlich in Begleitschaft des Todes sich entfernen (vergleiche auch verscheiden); wer ihm verfallen ist, wird ein Kind des Todes genannt. Viele mögen nicht warten, bis er zu ihnen kommt: sie holen sich ihn (er hat sich bei diesem Wagnis den Tod geholt), andere suchen und finden ihn, z. B. in den Wellen. Will man zu verstehen geben, dass einer äusserst langsam sei, so sagt man, er wäre gut nach dem Tode zu schicken. Der Mensch ringt mit dem Tode, und jeder erliegt ihm einmal oder wird von ihm erwürgt im Todeskampf. Wenn die Attribute, die man ihm beilegt, zutreffen, so ist er ein unangenehmer Kamerad; er ist meist der grimme, der herbe, der bittere, unbarmherzige, unerbittliche, grausame, erbarmungslose, heimtückische, schreckhafte; er wirft seine dunkeln Schatten vor sich her, und seine Hand ist kalt. Doch spricht man auch von einem sanften und erlösenden Tod. Er kennt auch Schonung und hat nach der Welt Meinung schon manchen Unwürdigen verschont; Freund Hein wird man sich nicht anders als freundlich vorstellen können. Der Tod ist auch ein höflicher Mann, er klopft meistens an, bevor er eintritt. Zuweilen lässt ihn sein Gedächtnis im Stich: so sagt man von steinalten Leuten, der Tod habe sie vergessen. Auch übertölpeln lässt er sich: erholt sich einer von einer schweren Krankheit, so schlägt er dem Tod ein Schnippchen. Sind die Gerechtigkeit und die Liebe blind, so ist der Tod taub: death is deaf, und hears no denial, sagt der Engländer. Diese Züge könnten leicht vermehrt werden, besonders wenn man die Gebilde der dichterischen Phantasie verzeichnen wollte. Wir lassen es dabei bewenden und fügen nur noch eine Bemerkung über die äussere Erscheinung des Todes an. Während ihn die Alten in vollkommener, menschlicher Gestalt, als Genius mit einer Fackel darstellten, hat das christliche Mittelalter mit seiner ausgesprochenen Vorliebe für das Grotteske das Modell für ihn nicht unter den Lebenden gesucht, sondern aus dem Grab herausgewählt, und diese Vorstellung hat im Volksgeist so tiefe Wurzeln geschlagen, dass wir Mühe haben, uns den Tod anders als in Gestalt eines wackeligen, klappernden Gerippes vorzustellen. Sein Symbol ist der fleischlose Schädel geworden, der uns in den Apotheken auf den Giftflaschen angrinst.

Wie vom Tod, so reden wir von einer Menge anderer abstrakter Begriffe. Wir sagen: Der Schlaf hat ihn übermannt, überwältigt; die Angst sitzt ihm im Nacken; der Hunger ist der beste Koch; die Kraft versagt ihm; der Wille erlahmt; wo die Liebe einzieht, zieht die Ruhe aus; Liebe und Herrschaft dulden keine Gesellschaft; die Strafe

folgt der Sünde auf dem Fuss; die Zeit heilt alle Wunden; die Hoffnung täuscht, sie ist eitel u. s. w. Aber nicht nur der gemeine Mann, sogar der nüchterne Naturforscher ist zu einer ähnlichen Ausdrucksweise genötigt. Drückt er sich, äusserlich betrachtet, nicht mythologisch aus, wenn er sagt: „Gleiche Pole stossen sich ab; eine Maschine wird von Dampf getrieben (Dampfkraft); die Atome verbinden sich; die Wärme dehnt die Körper aus; nacktes Protoplasma bildet die weissen Blutkörperchen; die Reibung erzeugt Wärme?“

Formell betrachtet liegt diesen Redensarten die gleiche Anschauungs- und Denkweise zu grunde, die wir in den frühesten Sprachepochen, z. B. bei der Namengebung, angetroffen haben, wo die Buche als die „essbare Früchte hervorbringende“ erkannt wurde. Inhaltlich freilich ist der Unterschied gewaltig: unsere Vorfahren werden im Baum wirklich ein ihnen innerlich verwandtes Wesen vermutet haben, während uns ¹⁾ eine solche Vorstellungsweise durchaus fremd ist, so fremd, dass wir den eigentlichen Sinn der alten, von uns respektirten Ausdrucksweise erst durch einen Akt der Überlegung wieder erkennen.

Vergleichen wir die eben angeführten Redensarten mit denjenigen, die wir verzeichnet haben, um die volkstümlichen Vorstellungen vom Tod zu charakterisiren, so fällt uns gleich ein bedeutender Unterschied auf in bezug auf den Grad der anthropomorphischen Ausbildung: Der Tod tritt uns als ein Wesen entgegen, das auch in der äusseren Erscheinung deutlich nach menschlichem Muster gebildet ist; bei Ausdrücken, wie: „Die Reibung erzeugt Wärme“, ist von einer solchen Gestaltung keine Rede. Dort haben wir wirkliche Personifikation, hier nur einen Ansatz dazu, eine Art primitiver mythologischer Ausdrucksweise, ohne Vorstellungen mit bestimmten Umrissen.

In den Personifikationen selber können wir wiederum zwei Gruppen unterscheiden, die freilich nicht scharf voneinander abzugrenzen sind, von denen vielmehr die eine in einem langsamen, aber beständigen Zersetzungsprozess in die andere hinüberfliesst. Sage ich z. B.: der Tod hat ihm ein Bein gestellt“ und „er ist mit Tod abgegangen“, so wirke ich nicht in beiden Fällen gleich intensiv auf die Phantasie des Hörenden: beim ersten Beispiel wird er kaum anders können, als sich den Tod als eine Person zu denken, die heimtückisch eine andere zu Fall bringt; durch den zweiten Satz dagegen wird schwerlich ohne einen besondern Denkakt das Bild eines uns ähnlichen Wesens erweckt werden. Das erste Beispiel enthält eine Personifikation, die sowohl formell, als

¹⁾ Die Kinder natürlich ausgenommen.

auch inhaltlich als solche empfunden wird, lebendig ist, im zweiten hingegen haben wir eine Personifikation nur noch der Form nach, inhaltlich ist sie tot.

Es ist das Los der lebendigen Personifikationen allmählig abzusterven, ein Los, das sie mit allen Metaphern gemein haben: sie alle verlieren durch den Gebrauch ihre sinnliche Seite, ihre Anschaulichkeit, und übrigbleibt nur der abstrakte Kern, gewissermassen die Seele.

So kommt es, dass unsere Kultursprachen zum guten Teil aus altem, versteinertem Sprachgut bestehen, indem die abgestorbene anthropomorphe Anschauung noch mehr oder weniger leicht erkennbar ist. Schon ein gewöhnlicher Satz wie: „Das Gewitter zürnt“, ist ohne Annahme der Wirkung des Anthropomorphismus nicht recht verständlich. Er ist auf eine Stufe zu stellen mit dem Satz: „der Vater zürnt“ und derjenige, der ihn oder einen ähnlichen zuerst bildete, den Begriff „zürnen“ zum erstenmal auf ein lebloses Wesen übertrug, musste in diesem einen tätigen Willen und Leidenschaft vermuten, sonst hätte er es nimmer als das „Zürnende“ erkennen können.

Am deutlichsten tritt uns diese Anschauung heutzutage noch bei den reflexiven Verben entgegen. Der sich seines Willens bewusste Mensch konnte von sich sagen: „Ich bewege mich“, er konnte sich als ein Doppelwesen auffassen und dem einen Teil die Rolle des Subjekts, dem andern diejenige des Objekts zuteilen; so hatte er auf der einen Seite das wollende „Ich“, auf der andern das durch dieses zu bewegende, zu regierende, den Körper. Bei der leblosen Natur war diese Zweiteilung nicht von vornherein gegeben; bevor man von einer Sache, z. B. von einer Wolke sagen konnte, sie bewege sich, musste ihr menschliche Art, vor allem ein Wille zugeschrieben werden. Wir freilich müssen diese Operation nicht mehr ausführen, dank der Vergesslichkeit; wir empfinden das rückbezügliche Pronomen in vielen Fällen nicht mehr als Objekt; sich bewegen heisst für uns nichts anderes mehr als seinen Platz ändern, gehen oder verschoben werden, wobei die Vorstellung einer treibenden Kraft, eines Willens, ganz aus dem Bewusstsein geschwunden ist. Wir wenden deshalb die reflexive Form vor allem an, wenn wir die tätige Kraft nicht kennen, oder wenn uns an deren Benennung nichts gelegen ist. So sagen wir, „der Wind legt sich“; die Blätter rühren sich; der Himmel überzieht sich; der Tag neigt sich; die Erde dreht sich, die Sonne erhebt sich, verfinstert sich; ein Geschoss verirrt sich“ u. s. w.

In vielen Fällen sollte logischerweise das Passivum stehen, so in folgenden Redensarten: „Die Erde bedeckt sich mit Schnee; Salz löst

sich in Wasser auf; das macht sich leicht; das findet sich“ u. s. w. Diese Ausdrucksweise ist bekanntlich weit verbreitet im Sprachleben. Der Franzose, der das Passivum verloren hat, sagt für das zweideutige „la porte est fermée“: la porte se ferme, und gleich drückt sich der Italiener aus.

Etwas anders verhält es sich mit den Ausdrücken: Der Himmel wölbt sich; eine Kugel rundet sich; die Ebene dehnt (breitet) sich aus, erstreckt sich; ein Baum erhebt sich; ein Tal wendet sich; ein Abgrund öffnet sich; das Wasser kräuselt sich u. s. w. Diese Redensarten verdanken ihr Dasein dem Bestreben, die Rede plastisch zu gestalten, den Sinnen, nicht den äussern, wohl aber den innern, und damit der Phantasie Nahrung zu geben: sie verwandeln nämlich alle das Sein in ein Werden, den Zustand in das Entstehen, sind also praktische Anwendungen jenes Gesetzes der Ästhetik, das Lessing in seinem Laokoon entwickelt hat.

Die bis jetzt angeführten Beispiele, enthalten sie nun Personifikationen oder nur Ansätze dazu, sind sprechende Zeugen dafür, dass auch die Arier einmal jenes Entwicklungsstadium durchmachten, in dem augenblicklich noch viele wilden Stämme sich befinden, und in welchem das Universum durch eine in den Dingen wohnende Geisterwelt in Tätigkeit gesetzt und erhalten wird. Jene Zeit liegt weit hinter uns, aber sie ist nicht hinabgesunken, ohne der Sprache ihr Gepräge aufzudrücken. Freilich wie der alte Geist verschwand, ist auch sein Werk, die alte Art des Vorstellens und Denkens erstarrt, und erlahmt ist die einst so leichtbeschwingte Phantasie; es ist, als habe ihr die wachsende Naturerkenntnis die Flügel gestutzt. Wird die Volksphantasie von der Volkssprache treu widergespiegelt, so erscheint sie uns arm und matt gegenüber ihrem einstigen Schwung. Nur auf dem Gebiet des Abstrakten, auf dem sie völlig freie Bahn hat, ist sie noch fähig, ausgebildete, anthropomorphe Gestalten zu erzeugen oder doch wenigstens überlieferte fest zu halten. In der konkreten Welt aber, die sie sich gewöhnt hat unbeseelt zu denken, bringt die Phantasie eigentliche Anthropomorphisierung nicht mehr zu stande. Alles was sie da erzeugt, ist nichts als Stückwerk. Wohl kann es einem Maurer einfallen, den untersten Teil einer Mauer deren Fuss zu heissen, aber dabei ist kein eigentlicher Anthropomorphismus mehr im Spiel. Der psychische Vorgang mag etwa folgender sein — wobei wir die Möglichkeit einer Analogiebildung nach „Fuss eines Baumes“, „Fuss eines Berges“ ausser acht lassen: Der Mann gewahrte z. B., dass der unterste Teil einer Mauer, das, worauf alles andere sich stützt, morsch und baufällig war und suchte seiner Wahrnehmung auf prägnante Weise Ausdruck zu verleihen. Durch eine glückliche Anschauung und Abstrak-

tion erschien ihm der betreffende Mauerteil im Bilde des untersten Teiles seines eigenen Körpers, und er sagte: „Der Fuss der Mauer ist morsch.“ Bei diesem Vorgang musste natürlich der Begriff „Fuss“ eine gründliche Veränderung erfahren: Dass der Fuss aus Fleisch und Knochen besteht, Zehen, eine Sohle, eine Ferse, einen Rist und eine bestimmte Form hat, dass er beweglich ist und zum Gehen dient, musste vergessen werden und bleiben durfte im Bewusstsein nur die Vorstellung, dass er der unterste Teil des Körpers und dessen Stütze ist. Erst als der Begriff so umgestaltet war, konnte er und mit ihm das Wortzeichen auf die Mauer übertragen werden. Dies ist im Prinzip der Vorgang bei jeder Übertragung: Gleichsetzung zweier Abstraktionen und Benennung einer namenlosen oder, nach der subjektiven Auffassung des Denkenden, mangelhaft benannten nach einer bekannten. Durch diesen Prozess büsst natürlich die Sprache ihre Sinnlichkeit ein, die Begriffe werden verallgemeinert, verflacht, ihrer Eigenart beraubt. Es wäre aber ein Irrtum, dies der Sprache als Mangel anzurechnen; nur vom poetischen Standpunkt aus wäre ein solches Urteil berechtigt, nimmer aber vom praktischen; denn durch dieses Abschleifen der Einzelheiten wird sie in stand gesetzt, den nämlichen Begriff auf eine Menge neuer Objekte zu übertragen, die sie vorher unfähig gewesen war, genau zu bezeichnen; sie kann also auf diese Weise ihre Begriffssphäre erweitern ohne ein neues Wort zu schaffen, was einer Kraftersparnis gleichkommt.

Mit Ausdrücken wie „Fuss einer Mauer“ werden wir es in dem folgenden noch zu tun haben, d. h. mit Übertragungen oder Metaphern im landläufigen Sinn des Wortes. Wir müssen indessen ausdrücklich bemerken, dass wir zu dieser Einschränkung nur gelangten, indem wir die Sprache der Dichter von unserer Untersuchung ausschlossen. Dass die dichterische Phantasie heute noch so gut wie vor 3000 Jahren Sterne, Bäume, Steine mit vollkommener menschlicher Gestalt ausrüsten kann, ist bekannt. Ja, es scheint geradezu einer ihrer wesentlichen Züge zu sein, alte, ausser Gebrauch gekommene Ausdrucksmittel wieder aufzufrischen und zu beleben. Als Beweis wollen wir aus der grossen Fülle von Beispielen nur an jene Ode erinnern, in der Göthe, statt Mahomets Leben zu erzählen, uns die Schicksale eines Stromes vor Augen führt:

Über Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gesträuch.

Jünglingfrisch
 Tanzt er aus der Wolke
 Auf die Marmorfelsen nieder,
 Jauchzet wieder
 Nach dem Himmel.
 Durch die Gipfelgänge
 Jagt er bunten Kiesel nach,
 Und mit frühem Führertritt
 Reisst er seine Bruderquellen
 Mit sich fort

Diese dichterische Auffassung der Natur und der Dinge ist jetzt zu einer Kunst geworden; unsern Vorfahren aber, wie allen primitiven Völkern, musste sie in hohem Grade natürlich gewesen sein; damit soll nicht gesagt sein, dass unsere Väter poetischer gedacht und empfunden hätten als wir, oder absichtlich ein künstlerisches Element in die Sprache gelegt hätten. Es gibt ja freilich volkstümliche Übertragungen, die einem freien, launigen Spiel der Phantasie, vielleicht einer künstlerischen Intention entsprungen sind; dazu gehört z. B. ein guter Teil dessen, was man Volkswitz nennt, so, wenn der Schuh Schuhmachers Rapp, das Loch im Schneidertisch Hölle heisst, oder wenn der Pariser für ronfler j o u e r d e l' o r g u e, für se moucher, souffler sa chandelle sagt. Sonst aber entspringt weitaus die Mehrzahl der Übertragungen nicht einem künstlerischen, sondern einem praktischen Bedürfnis: die Metapher ist in der Regel ein Mittel, um zu begreifen, oder um verblassten Begriffen Relief zu geben. Der Mensch, der zuerst vom Fusse des Baumes sprach, wird schwerlich eine künstlerische, poetische Absicht verfolgt haben; sein einziges Bestreben wird gewesen sein, für das Ding, das er im Auge hatte, einen leichtverständlichen, unzweideutigen Namen zu finden, und sein ganzes Verdienst besteht in einer glücklichen Anschauung. Uns freilich erscheint die Benennung poetisch, und es fällt uns schwer, anzunehmen, die Poesie der Sprache sei unbewusst und ungewollt, der Mensch habe sie geschaffen, „der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb“. Und doch wird es so sein. Poetisch erscheint uns überhaupt ein Ausdruck nur unter der Wirkung eines Kontrastes. Der Mensch kämpft in der Sprache den endlosen Kampf der Anschaulichkeit gegen das Abstrakte und muss diese Sisyphusarbeit immer wieder von vorn anfangen. Es ist, als ob er unter dem Überwiegen des Gedankenhaften, des Farb-, Form- und Körperlosen¹⁾ leide, eine Sehnsucht empfinde nach der frischen, alten Sinnlichkeit des Vorstellens und

¹⁾ Wie stark Wörter verblassen können, ersieht man an den Konjunktionen und Präpositionen, ferner an gewissen Ableitungssilben: lich (menschlich) = Leiche; heit aus haidus = Eigenschaft. Man vergl. ferner schw. Hochsig (Hochzeit); franz. beau coup de pain = un beau coup (Schnitt) de pain; ne... pas de pain etc.

deshalb jeden Versuch begrüße, den die Sprache macht, um ihren abstrakten Charakter abzustreifen. In diesem Zug des menschlichen Geistes mag die Poesie, auch die älteste, ihren Ursprung haben; sie konnte erst entstehen, verstanden und gewürdigt werden, als die Völker ihre erste goldene Jugendzeit mit dem frischen natürlichen Sinnesleben hinter sich hatten, sich darnach zurücksehnten und sich um Ersatz umsahen. So ist denn auch jetzt noch die Anschaulichkeit die erste Anforderung, die man an eine Dichtung stellt; Poesie soll uns statt toter Begriffe und erstarrter Denkformen Gestalt, Farbe und Leben geben.

Da es sich in dem, was wir noch zu sagen haben, in der Hauptsache um Metaphern im gewöhnlichem Sinn handelt, ist es angezeigt, den zu besprechenden Erscheinungen ihren Platz anzuweisen. Wir teilen nach Brinkmann¹⁾ die Metaphern in zwei Hauptklassen, in inkarnirte und nicht inkarnirte. Der Unterschied zwischen beiden liegt in dem verschiedenen Grad der Entwicklung: Die inkarnirten sind in die Gemeinsprache aufgenommen und haben, wie Gottschalk sich in seiner Poetik ausdrückt, „ihre sinnliche Blüte bereits gegen ihre geistige Bedeutung verloren“. Zu dieser Klasse gehört der Ausdruck „Fuss eines Baumes“. Nicht inkarnirt nennt man diejenigen Metaphern, die nicht oder noch nicht Gemeingut geworden und so als Eigentum eines Individuums zu betrachten sind, z. B. „An ihren bunten Liedern klettert die Lerche selig in die Luft“. Da wir die Sprache der Dichter nicht berücksichtigen oder doch nur gelegentlich herbeiziehen, werden wir es vor allem mit inkarnirten Metaphern zu tun haben. Diese teilen wir wiederum in zwei Gruppen ein, in radikale und nicht radikale. Diese Einteilung rührt von Max Müller her; er nennt eine Metapher radikal, wenn der einem Wort zu grunde liegende Tätigkeitsbegriff bei der Übertragung von einem Objekt auf ein anderes massgebend ist. Bei den nicht radikalen dagegen wandert ein fertiges Wort, das seine ursprüngliche Wurzelbedeutung schon eingebüsst hat, von Objekt zu Objekt.

Die radikalen Metaphern müssen in den ersten Anfängen der Sprache, als man anfang, mit den rund 800 Verbalwurzeln die Aussenwelt zu benennen, die einzigen gewesen sein. Im Laufe der Zeit aber wurden sie immer mehr zurückgedrängt, schon aus dem einfachen Grunde, weil die Verbalbedeutungen der Wurzeln vergessen wurden. In Sprachen, die einen Entwicklungsgrad erreicht haben, wie die jetzt gesprochenen europäischen, ist die Entstehung einer radikalen Metapher ein kleines Wunder; denn es gehört wahrlich ein besonderer Zufall dazu, unter den vielen Vorstel-

¹⁾ F. Brinkmann, die Metaphern, Bonn 1878.

lungen, die sich an ein Wort heften, gerade die ursprünglichste zu treffen. Unsere Ausbeute an radikalen Metaphern wird deshalb nicht reich sein und um so weniger, als die Etymologien der Wörter, welche menschliche Körperteile, Handlungen und Eigenschaften bezeichnen, in sehr vielen Fällen höchst unsicher sind. Eine radikale Metapher machen wir z. B., wenn wir den Begriff des Gähnens vom Menschen auf einen Abgrund übertragen, von einer gähnenden Kluft reden, denn gähnen heisst eigentlich klaffen (vgl. lat. hiare). — Bauch hängt wahrscheinlich mit biegen zusammen, ist also das sich Biegende, Wölbende; wenn man demnach vom Bauch einer Tonne, einer Glocke, einer Retorte, eines Segels, einer Geige spricht, bildet man radikale Metaphern. Eine solche mag auch in lat. sinus, franz. sein = Busen, vorliegen, denn das Wort wird eigentlich das sich Krümmende, Rundende heissen; auch lat. sinus in der Bedeutung = Bucht und Landzunge gehört hierher. Ob das deutsche Wort Meerbusen auch in diese Kategorie zu reihen ist, lässt sich nicht bestimmt sagen, da die Etymologie von Busen nicht feststeht. — Der Zahn heisst das Essende (indg. *dont = Participium der Wurzel ed = essen); radikale Metapher wird also gebildet, wenn vom Zahn der Zeit, des Neides und der Missgunst gesprochen wird, denn in all diesen Ausdrücken ist der Zahn der Fressende, Verzehrende. Nicht radikale Metapher haben wir dagegen, wenn wir vom Zahn eines Rades, einer Säge, einer Egge reden. Der Seemann macht eine radikale Übertragung, wenn er die Planken, welche die Aussenseite seines Fahrzeuges bekleiden, Haut nennt; in diesem Wort steckt nämlich eine Wurzel s—ku (lat. cutis) = bedecken, verhüllen. — Auch in der Sprache der Dichter treffen wir Metaphern dieser Art nicht häufig an. Schiller hat in seinem „Taucher“ eine glückliche gemacht, indem er den das Wasser in die Tiefe reissenden Strudel einen Schlund nennt: „Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp, zu tauchen in diesen Schlund“, ferner: „Und stille wird's über dem Wasserschlund“. Schlund ist hier, wie beim Menschen, das Verschlingende; so fährt denn auch der Dichter ganz konsequent weiter: „Einen goldenen Becher werf' ich hinab, verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund“, und später: „Die Wasser, die sie hinunterschläng.“¹⁾

Bei den nicht radikalen Metaphern tritt uns ein so grosser Reichtum entgegen, dass wir zum vornherein darauf verzichten müssen, den Gegenstand auch nur annähernd zu erschöpfen. Mit besonderer Vorliebe

¹⁾ Freilich ist hier, wie in manchen anderen Fällen, schwer zu entscheiden, ob die Übertragung vom Menschen oder vom Tier ausgegangen ist, wenn auch das Wort Mund für das erstere spricht.

überträgt der Mensch Merkmale und Bezeichnungen von sich auf die Berge. Im Berner Oberland können wir die Frau, die weisse und die wilde Frau, die Jungfrau, die Witwe und den Mönch, auch den schwarzen Mönch sehen; bei Bludenz erheben sich die drei Schwestern; im Appenzellerland steht der Altmann, im Algäu und im Elsass der Daumen etc.¹⁾ Berge haben Köpfe, oft mehrere; wer sich davon überzeugen will, gehe ins Glarnerland, wo jeder vom Bergmassiv abstehende Felsvorsprung so benannt wird. Im Wallis erhebt sich die Tête noire. Jeder Berg hat einen Fuss, der auf der Talsohle steht, mancher einen Rücken. Ist nicht der menschliche Körperteil gemeint, so ist das ausdrücklich gesagt: im Bündnerland gibt es einen Ochsenkopf und bei Frastenz einen Gallinakopf. Zuweilen tragen die Berge Hüte, zu andern Zeiten Degen; im Riesengebirge findet sich die grosse und die kleine Sturmhaube. Der Romane liebt, im Berg einen Zahn (dent), auch einen weissen Zahn zu erblicken, während der deutsch sprechende Senne es vorzieht, die Bezeichnung von seinem lieben Vieh herzunehmen und von Hörnern aller Art zu sprechen. Auch tätig sind die Berge: sie erheben sich, ragen empor oder liegen; sie gucken hervor, ziehen nach den Aussagen der Bauern die Wetter an oder halten sie auf; in ihren Adern oder in ihrem Schoss bergen sie Metalle, mit ihrem Gletscherwasser speisen sie die Flüsse und Seen. Dieses Bild liesse sich leicht viel reichhaltiger gestalten, besonders wenn wir die nicht inkarnirten Metaphern berücksichtigten. Da erblickten wir die Berge „mit Hütten in den Armen, mit Herden an der Brust“ (Gabr. Seidl); wir würden sehen, wie sie „lugen über's weite Land“ und wie „Cedernhäuser trägt der Atlas auf den Riesenschultern“ (Göthe). In der Walpurgisnacht sähen wir „die Klippen, die sich bücken, und die langen Felsennasen, wie sie schnarchen, wie sie blasen“; wir hörten sprechen von des „Felsens alten Rippen“ und von „Wolken höhennenden Gipfeln“; wir vernähmen, wie im Harz einst „Felsen jauchzten zurück, wenn sich der Barden Sang . . . durch das hallende Tal ergoss“ (Stolberg). — Nachdem wir an diesem Beispiel gezeigt haben, wie mannigfaltig die Übertragung menschlicher Verhältnisse auf ein einziges Ding sein kann, wollen wir in rascher Musterung die die metaphorische Verwendung der wichtigsten Körperteile vorführen. Als besonders bedeutsam betrachtet der Mensch Hand und Fuss, weil diese ihn am deutlichsten von anderen Geschöpfen auszeichnen. Hand und Fuss haben heisst so viel als ein Mensch, somit etwas Rechtes, etwas Vernünftiges sein; so kann man auch von einer Arbeit sagen,

¹⁾ Man beachte auch die Gewohnheit, in den Bergformen menschliche Gesichter zu suchen.

sie haben diese beiden Merkmale. Besonders die Hand spielt im Sprachleben eine bedeutsame Rolle, wie schon aus den zahlreichen Ableitungen, in denen regelmässig eine Übertragung vorliegt, hervorgeht. Braucht man jetzt die Wörter handeln, Handel, Handlung, handlich, behandeln, Behandlung, händeln, Händel, Abhandlung, verhandeln, Verhandlung, handhaben, misshandeln hantieren, behend u. s. w. sowie die französische Sippschaft: manier, manoeuvre, manoeuvrer, maintenir maintenant (= jetzt), maintien, manière etc., so denkt man schwerlich daran, dass ihnen allen eigentlich der Begriff des Wirkens mit der Hand zu grunde liegt. Selbstverständlich konnten sich diese Begriffe nicht alle direkt vom Grundwort aus entwickeln. Die meisten der angeführten Ausdrücke sind im Sprachbewusstsein beinahe völlig aus ihrem etymologischen Zusammenhang herausgelöst; wer denkt z. B. an das Wort Hand, wenn er von einer Spezereihandlung, von Vereinsverhandlungen, von der Behendigkeit des Eichhörnchens reden hört? Diese Ausdrücke sind isolirt, und ist einmal die Isolirung eingetreten, so sind die grenzenlosesten Sprünge von Begriff zu Begriff möglich, so dass man es z. B. ganz in der Ordnung findet, zu sagen: Ich habe ihn mit den Füßen oder mit Worten misshandelt. Wird der Name der Hand auf andere Dinge übertragen, so ist sie meistens als die Greifende, Haltende, Zubringende aufgefasst. So spricht der Jäger von den Händen (Krallen) der Raubvögel, der Gärtner von denjenigen gewisser Schlingpflanzen (Wickelranken), und der Mechaniker nennt Hand unter anderem den Zubringer der Prägmachine. Die mannigfaltigste Verwendung gibt der Franzose seinem Wort main (vgl. Littrée, Artikel main): main nennt er z. B. den Ring (Griff) einer Schublade, den Haken an einem Ziehbrunnen, den Uhrschlüssel (m. à remonter), die Krummzange des Goldarbeiters u. s. w. Auch Finger haben gewisse Dinge, so der Hobel einen Daumen.

Die meisten Metaphern, die an den Fuss anknüpfen, erkennen in ihm nur den untersten Teil des Körpers, wie denn auch die Redensarten „am Fusse von“ und franz. „au pied de“ nichts weiteres heissen als „unten an“. Einen Fuss hat das Glas, der Topf, der Baum, die Lampe, die Säule, der Tron, das Kreuz, die Treppe, die Senkrechte; im Schweizerischen unterscheidet man an einem „aufgesetzten“ Brotlaib Fuss (Füssli) und Kopf. Im Kastenfuss ist die Übertragung noch einen Schritt weitergegangen, indem das Wort nicht nur den Teil bezeichnet, auf dem der Kasten ruht, sondern auch den untersten Teil der Höhlung: „etwas im Kastenfuss aufbewahren“. Zuweilen wird der Fuss als der Stützende aufgefasst, so in Tischfuss. Die gleiche Anschauung wird

ins Gebiet des Abstrakten übertragen, wenn man sagt: eine Sache, ein Reich, eine Ansicht stehe auf schwachen, blöden Füßen. Zu dem Ausdruck Versfuss wird die Beweglichkeit der Füße, ihre Fähigkeit zu schreiten, geführt haben.

In ähnlicher Bedeutung wie Fuss wird auch Bein metaphorisch verwendet: „Tischbein, Sesselbein, auf schwachen Beinen stehen“.

Während die Form des Fusses fast nie zu volkstümlichen Metaphern führte, ist es beim Kopf gerade diese, welche zu Vergleichen Anlass bot: er ist das Dicke oder verdichtete Ende. Einen Kopf haben demnach Stecknadeln, Nägel, Hämmer, Keile, Brücken, gewisse Knochen, Sturmbalken, Kometen; unter den Pflanzen die Distel, der Mohn und der Kohl. In Briefkopf, Kopf des Kohlenmeilers ist Kopf so viel als „oberster Teil“. Seltener wird der Kopf als der Sitz des Geistes aufgefasst: eine kopflose Handlung, Arbeit.

Zuweilen wird für Kopf das „edlere“ Haupt gebraucht. In unserer Mundart spricht man nicht vom Kohlkopf, sondern vom Chabishäuptli; der Bauer nennt das Ende des Ackers „Fürhaupt“.

Dass von den verschiedenen Teilen des Kopfes vor allem die Organe der zwei wichtigsten Sinne in vielen Metaphern erscheinen, wird niemand wundernehmen. Das Auge ist in erster Linie das Runde, kreis- oder kugelförmige; Augen haben das Brot, der Käse, der Würfel, die Pfauenfedern, die Flügel der Schmetterlinge, die Bretter (= Äste), die Kartoffeln (Knospen) und die Reben (Unsere Winzer sagen: „Es Läubli deckt en Äugli“). Von einer magern Suppe meint der Volkswitz, sie sei stolz, sie schaue einen mit keinem Auge an.

Hat das Feld Augen, so hat der Wald nach dem Sprichwort Ohren. Ohren finden wir ferner an Gefässen, an Glocken und Pflügen. In diesen Bezeichnungen wird das Ohr als das vom Kopf Abstehende geschaut. In unserm „Nadelöhri“ oder „Axtöhri“ dagegen scheint die Ohröffnung zu der Metapher geführt zu haben, so auch im griech. *οὐς*, im engl. ear und im franz. oreille (d'un cordage), alle in der Bedeutung von Öse.

Ihrer Form verdanken die Zähne eine reiche metaphorische Verwendung. Zähne haben Sägen, Eggen, Kämme, Balken, (frz. adent); der Mechaniker spricht von Zahnrädern und Zahnstangen, der Botaniker von gezähnten Blättern. Brodirte Spitzen nennt der Franzose dentelles (Zähnchen).

Die Zunge ist in der Sprache das Langgestreckte, Spitzzulaufende oder dann das Schmale und Bewegliche. Eine Zunge oder ein Zünglein finden wir am Deckel der Brieftasche, an Schnallen (frz. languette), an der Wage. Der Orgelbauer spricht von Zungenpfeifen, der Tischler von

der Zunge seines Winkelmasses, der Lithograph vom Zünglein des Rähmchens, der Geograph von Landzungen.

Lippen hat in der Sprache des Mechanikers der Schraubstock; der Botaniker glaubt solche an gewissen Blüten zu erkennen (frz. *labelle*) und der Chirurg an einer Wunde.

Während der Deutsche das Wort Lippe meist unterschiedslos von Menschen und von Tieren braucht und die oberdeutsche Nebenform *Lefze* fast ganz fallen gelassen hat, verwendet der Franzose die beiden ihm zu Gebote stehenden Wörter so, dass er *lèvre* besonders von Menschen, *babine* dagegen von den Hängelippen der Affen, Hunde und Katzen braucht. Solche Differenzirungen in der Benennung menschlicher und tierischer Körperteile, Tätigkeiten und Eigenschaften, die vielleicht eine gewisse Scheu verraten, Mensch und Tier zu vermengen, liegen noch vor in *cheveux*, *poil* und *crin*; in *poitrine*, *pis* und *poitrail* etc. Vom Menschen sagt man *avoir bon nez*, vom Hund *avoir bon flair*. Der Franzose unterscheidet den Tierfuss genauer vom Menschenfuss als der Deutsche; dieser hinwiederum differenzirt Mund und Maul, essen und fressen, trinken und saufen, sterben und verenden (*verrecken*), wo der Franzose gewöhnlich nur ein Wort kennt. Wir Schweizer unterscheiden den Kopf vom „Grind“, den Bauch vom „Ranzen“, die Lunge von der „Lungge“ u. a.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir in gleicher Ausführlichkeit von allen Körperteilen reden; wir haben uns von Anfang an vorgenommen, die Erscheinung bloss zu skizziren, und können uns deshalb im folgenden mit einer raschen Aufzählung begnügen.

Eine Nase hat der Hobel, der Topf, der Dachziegel, der Pflug; ein Kinn die Dachrinne; Häuse haben die Säulen, Flaschen und Violinen, ja sogar der Keller. Flüsse, Hufeisen und Tragbahren haben Arme, die Hebel sind einarmig oder zweiarmig; an alten Klingelzügen ist ein Ellbogen zu sehen. Salat und Kohl haben ein Herz; man spricht vom Gerippe eines Hauses, vom Rücken der Messer, der Säbelklingen, der Geigen. Gewisse Blumen wie der Leberbalsam haben Kröpfe. Knie machen Flüsse und Strassen, eine Ferse hat der Flintenkolben, eine Sohle das Tal und Zehen der Knoblauch.

Ungemein zahlreich sind die Übertragungen menschlicher Tätigkeiten auf die unbelebte Natur. Sonne, Mond und Sterne stehen auf (erheben sich) wie wir und gehen unter¹⁾ oder zur Ruhe; der Wind geht (= weht), legt sich, erhebt sich, tobt, wütet; im Lenz erwacht die Natur, und im Herbst stirbt sie ab.

¹⁾ „Undere ga“ ist in unserem Dialekt = zu Bett gehen

Ein schöner Morgen ladet uns zu einem Spaziergang ein, das Unwetter aber jagt uns ins Haus zurück. Ideen werden geboren; die Hoffnung lebt auf, stirbt und wird begraben; ein Baum, ja selbst der Tag stirbt. Wenn einem das Glück hold ist, so lächelt einem die ganze Welt; ein ganz anderes Gesicht aber zeigt sie uns, wenn Unheil auf uns wartet und vor der Türe steht, oder wenn uns das Unglück auf Schritt und Tritt verfolgt. Auch Wanderlust haben die Dinge: die Wolken wandern am Himmel, Wörter und Ideen machen ihre Runde durch die Welt, und der Deutsche ist nicht wenig stolz, wenn er sagen kann, sein Bier habe die Welt erobert.

Wie menschliche Eigenschaften den Dingen beigelegt werden, mögen folgende Beispiele zeigen: blind ist eine magere Suppe, manchmal auch ein Spiegel; man spricht von blinden Gräben, blindem Wein, blinden Angriffen, blinden Fenstern, blindem Lärm und Eifer u. s. f. Taub können Ähren, Blüten und Eier, der Hafer und die Nüsse, die Nessel und das Gestein sein. Von stark geschwefeltem Wein sagt man, er sei stumm; der Franzose wie der Deutsche sprechen von einem stummen Spiel (*jeu muet*), der Deutsche auch von stummen Feilen (*franz. aber lime sourde*). Unsere Bauern reden von einem stolzen Wein; ein vielversprechendes Kornfeld steht stolz da; vom Hahn und vom Pfauen heisst es, sie stolziren. Dagegen behauptet man von gewissen Wirtshäusern, Löhnen, Mahlzeiten, Kleidern, sie seien anspruchslos, bescheiden oder mehr als bescheiden. Ein Bächlein ist geschwätzig und lustig, der Wald dagegen ernst und feierlich; das Grab schweigsam und verschwiegen. Das Meer, die Alpen sind majestätisch, von einem grossartigen Anblick sagt man, er sei herrlich, königlich; ein kleines Geschenk nennt man bettelhaft oder lumpig, wegen einem lumpigen Wörtchen entsteht oft der ekligste Zank. Tapeten haben einen vornehmen Ton; Kinder lieben schreiende Farben. Die Tiere sind männlich oder weiblich; der Franzose nennt den Urwald *la forêt vierge* wie wir von jungfräulichen Bergspitzen reden. Dem greisenhaften Europa steht das jugendliche Amerika gegenüber.

Auch die menschliche Gewandung und ähnliches spiegelt sich in den Metaphern wieder. Die Haare und Federn sind die Kleider der Tiere: der Rabe hat „ein kohlschwarz Röcklein an“. Raubvögel wie die Eulen tragen Hosen; Höschen von Blumenstaub bringen die Bienen nach Hause; die Wasserhosen sind der Schrecken der Seeleute. Pferde und Esel haben Schuhe, einen Stiefel die Tabakspfeife. Der Bauer redet vom Strumpf des Ackers. Ein Hemd hat der Hochofen; das *franz. chemise*

hat die mannigfaltigsten Übertragungen erfahren, es bedeutet so viel wie Umschlag aus Papier oder Leinwand (*la chemise d'une balle de soie; on met les dossiers dans des ch*). Den Darm einer Wurst nennt der Franzose *robe*; die in den Häuten aufgetragenen Kartoffeln *pommes en robe de chambre*, ja den Regenbogen nennt der Volkwitz sogar *cravate de couleur*. Berge mit Hüten und Hauben haben wir früher kennen gelernt; der Giesser spricht vom Hut der Glocke, der Spezereihändler vom Zuckerhut, der Büchsenmacher von der Kappe des Gewehrkolbens. Der Hahn hat Sporen, die Primel heisst Handschuh, schw. „Händscheli“. Ein Festungswerk wird als Gürtel gedacht (Festungsgürtel).

Auf eine Fülle solcher Übertragungen stösst man besonders, wenn man in die Sprache der verschiedenen Gewerbe eindringt.

In den bisher berührten Fällen sind die Begriffe vom menschlichen Körper auf ausser ihm liegende Objekte übergegangen, sie beweisen, wie gern auch jetzt noch der Mensch die Dinge ausser ihm durch Dinge an ihm begreift. Vereinzelt wandern die Begriffe aber auch von einem Glied des Körpers zum andern; so spricht man vom Rücken der Zunge, der Hand und des Fusses, von Gelenkkopf und Kehlkopf und von der Kniekehle. In anderen Fällen vertritt ein einzelner Körperteil das ganze Individuum, so wenn ich sage: das Auge lacht, lauert, träumt, droht, frohlockt. Gewöhnlich wird man diese Redensarten als Synekdochen erklären, aber damit ist die Tatsache nicht widerlegt, dass man zu dieser figürlichen Ausdrucksweise nur gelangen konnte, indem man dem Auge eine gewisse Individualität zuschrieb. Mit der lautläufigen Erklärung, der Teil sei für das Ganze gesetzt, ist herzlich wenig erklärt. Wie sehr die individualisierende Auffassung im Geiste der Sprache liegt, zeigen schon alltägliche Sätze wie: „Das Herz tut mir weh“ (gegenüber franz. *j'ai mal au cœur*), „Der Kopf schmerzt mich“. Nur indem man das Herz und den Kopf als etwas unserem eigentlichen Wesen objektiv Gegenüberstehendes betrachtete, konnte man solches von ihnen prädicieren. Es scheint, dass alle Empfindung, auch diejenige, welche ihre Quelle in uns selber hat, für uns sowohl subjektiven als objektiven Charakter annimmt: neben der Vorstellung des greifbaren Ich's liegt eben im Bewusstsein diejenige des Unfassbaren, Unkörperhaften; dieses letztere ist in dem Satz: „Der Zahn tut mir weh“ das leidende, ein Teil des ersteren (der Zahn) das tätige Subjekt. Ein frappantes Beispiel für diese Auffassung des menschlichen Organismus haben wir in den Ausdruck Augenlicht oder „Licht der Augen“. Ich habe neulich einen vierjährigen Knaben sagen hören: „So, Papa, jetzt schliesse ich die Augen, damit du mich

nicht mehr siehst.“ Er musste die Vorstellung haben, das Licht gehe von seinen Augen aus, so dass, wenn er sie schliesse, nicht nur subjektive, sondern absolute Finsternis entstehe; ihm waren also die Augen die Leuchtenden, Zündenden, Lichtspendenden, und dies waren sie auch demjenigen, der das Wort Augenlicht schuf. — Wir lassen noch einige Beispiele folgen, welche uns Körperteile als tätige Individuen, denen zum Teil ausdrücklich ein Wille zugeschrieben wird, vorführen: „Ein geneigtes, williges, verschlossenes Ohr finden; tauben Ohren predigen; ganz Ohr sein; das Ohr schwelgt in Tönen; das Herz tobt, zittert, bebt, verzagt; die Füsse wollen mich nicht mehr tragen oder versagen den Dienst; der Mund wagt es nicht auszusprechen; die Stimme versagt.“

VIII.

Es bleibt uns noch übrig, eine Art der Übertragung zu berühren, die eigentlich nicht zu unserem Gegenstand gehört, aber doch damit eine innere Verwandtschaft aufweist, indem sie in frappanter Weise zeigt, wie sehr der Mensch geneigt ist, Abstraktionen, die er an den Dingen vornimmt, an Abstraktionen zu messen, die er an sich selbst gemacht hat.

Wir haben früher Gelegenheit gehabt, darauf hinzuweisen, dass sich der Mensch zu allen Zeiten als das Geschöpf par excellence betrachtete und sich die Vollkommenheit nie anders als in seiner eigenen Gestalt dachte. Es darf uns daher nicht wundern, wenn er beim Schätzen und Messen der Dinge gern von sich ausgeht, sich als Norm annimmt, so dass ihm das Messen ein Vergleichen mit sich selbst wird. So ist Kindern absolut gross, was grösser ist als sie, und absolut klein, was unter ihrer eigenen Grösse zurückbleibt. Als der Mensch dazu kam, genauere Masse einzuführen, wählte er mit Vorliebe solche, die er von sich abstrahiren konnte; so wurden einzelne Teile seines Körpers seine ersten Massstäbe. Waren diese Masse auch, bevor man von ihnen wiederum ein allgemein gültiges abstrahirte, nicht bei allen Menschen gleich gross, haftete ihnen individueller Charakter an, so hatten sie ausser ihrer „Allgegenwart“ den grossen Vorteil, in jedermann gleich eine bestimmte Vorstellung zu erwecken.

Fast bei allen Völkern findet oder fand man als Längenmass den Fuss (Werkfuss), an dessen Stelle zuweilen das ihn schützende Kleidungsstück, der Schuh (Werkschuh) trat, und noch jetzt messen unsere Bauern mit Vorliebe mit diesem Mass, von dem sie eine bestimmtere Vorstellung haben, als von dem abstrakten Meter. Grössere Distanzen, die man ablaufen kann, werden mit Schritten gemessen. Ebenso verbreitet wie Fuss und Schritt ist das Ellenmass (lat. cubitus, ulna, franz. aune).

Die Elle, eigentlich der Vorderarm, bedeutete meistens den Abstand vom Ellbogengelenk bis zur Spitze des ausgestreckten Mittelfingers, manchmal aber bis zur Spitze des Daumens oder bis zur zweiten „Daumenbiege“. In diesem Falle hiess sie *Daumelle* (ein wictel reht als ein *dumelle lanc*, Grimm D.M. 418); die Elle wurde bald in Beziehung zum Fuss gesetzt, wodurch ihr die etymologische Grundlage entrissen wurde: „ein Daumellen haltet anderthalb Werkschuh“ (schw. Id). Wo die Elle nicht ausreichte, mass man mit den ausgestreckten Armen, das war das *Kl a f t e r*. Mit diesem Wort könnte nach Kluge (Etym. Wörterb.) auch das schweiz. *chlupfel* = „Arm voll Heu“, zusammenhängen. Verwandte Bedeutung hat das Wort *Faden*, das eigentlich „Umfassung mit beiden Armen“ bedeutet. Dieses Mass ist in England entstanden (*fathom*) und wurde deshalb besonders von den Seeleuten akzeptirt. Auch die bei uns gebräuchlichere Bedeutung von *Faden* (= *filum*) ist im grunde eine Massbestimmung; sie hat sich entwickelt aus dem Begriff „so viel Garn, als man mit ausgestreckten Armen abmisst.“ — Aus der ausgespannten Hand abstrahirte man die *Spanne*; dieses deutsche Mass hat Glück gehabt, es ist als *empan* ins Französische und als *spanna* ins Italienische eingedrungen. — Die *Faust* gilt als Höhenmass besonders bei den Pferdehändlern; allgemeinere Verbreitung hat das *Daumenmass* gefunden: die alte Appenzeller Elle war 37 Daumen lang (vgl. Rochholz A. K. S.101), und der alte französische *ped de roi* hatte 12 *pouces*. Die gleiche Masseinheit wie *pouce* bezeichnet das ital. *dito* (= Finger); Franz. *doigt* ist ein astronomisches Mass.

Diesen ursprünglich durchaus individuellen Massen gab man im Lauf der Zeit absolute Werte, wodurch natürlich ihr Zusammenhang mit dem Körperteil, der ihnen den Namen gegeben hatte, gelockert wurde. Es gibt aber eine Reihe von Massen, die dieses Schicksal nicht teilten und infolge dessen mehr oder weniger approximative Werte geblieben sind. Solche liegen vor in den Redensarten: keine Hand breit, nicht um ein Haar weichen; nicht fingerslang, nicht nagelsbreit oder nicht schwarz — nagelsbreit nachgeben; ferner: er stolpert alle Nasen lang, er sieht nicht weiter als seine Nase. — Um die Dicke und Höhe von Gegenständen zu bezeichnen, bedient man sich der Ausdrücke: armsdick, fingersdick, haardünn, faustgross, so gross wie ein Kopf, mannshoch, kniehoch, etc. Von Flächen sagt man, sie seien handgross und nagelsgross; die alten Flächenmasse für Grundstücke hängen nicht mit menschlichen Körperteilen, wohl aber mit menschlicher Tätigkeit zusammen. *Juchart* gehört wahrscheinlich zu *Joch*, wie lat. *jugerum* zu *jugum* und würde demnach etwa so viel Land bedeuten, als man mit einem Joch Rinder in

einem Tag pflügen kann. Statt dieses Worte braucht man bei uns je-
weilen Mannwerk (Mannerch), was man in einem Tag zu bearbeiten,
z. B. abzumähen im stande ist. Ähnlich verhält es sich mit Tag wann.
Von andern Massbestimmungen sind noch zu erwähnen: ein Arm voll
(Arfel), franz. brassée; Faust voll, Handvoll (poignée) Mundvoll (bouchée).
Der Franzose sagt: un doigt de vin (= très peu de vin), und unsere
Mundart braucht sogar das Auge als Hohlmass: en Äugli Schnaps (= $\frac{1}{2}$
Gläschen Sch.); Gotthelf sagt: „Kein Aug' voll Wein“. Wie man zu
diesem Mass kam, zeigt die Redensart: „So viel als, ich i mîm Aug haⁿ „
(Id). Auch die Wärme der Dinge kann nach der Körperwärme bestimmt
werden; man sagt z. B., das Wasser sei handwarm (= lauwarm.) Um
das Gewicht eines Körpers anzugeben, sagt man etwa, man könne ihn
mit blosser Armkraft, oder mit einer Hand, einem Arm, einem Finger,
sogar mit dem kleinen Finger oder nicht einmal mit beiden Händen heben.
Die Hand gilt auch als Wage: nach der Hand verkaufen heisst, das Ge-
wicht des zu verkaufenden Gegenstandes nach dem Gefühl der Hand
feststellen.

Einige der angeführten Masse werden auch von der Zeit gebraucht;
man sagt: alle fingerlang aufwachen (Idiot.) und spricht von einer „Spanne
Zeit“.

Wie die Masse in übertragenem Sinn gebraucht werden, mögen noch
die folgenden Beispiele zeigen: Me mues die andereⁿ nach siner Ell
messe (Id.); allen mit einer Elle messen; fingersdick, füsttick lüge;
Du bist um kein Haar besser als er; il n'a pas pour un pouce de vie;
il est à deux doigts du tombeau, etc.

Auch bei der Bildung der Zahlen, besonders des Dezimalsystems
müssen die Finger eine grosse Rolle gespielt haben. Das Wort Finger
selbst ist ja nach einigen verwandt mit idg. penqe, gr. πέντε, lat. quinque.
Der von der Gesamtfingerzahl abgeleitete Begriff 10 scheint vor 9 und
8 vorhanden gewesen zu sein. Neun hängt etymologisch warscheinlich
mit eins zusammen, und im gr. ἕκτώ und skr. aschau liegt eine
Dualendung vor. So liegt der Schluss nahe, dass man zu den Zahl-
begriffen 9 und 8 durch die Operationen 10—1 und 10—2 gelangte,
wie dies nach L. Geiger bei gewissen samojedischen und ostjakischen
Stämmen nachweisbar ist. Dass den Römern diese Begriffsbildung geläufig
war, zeigen die Ziffern IX und IV, sowie undeviginti und duodeviginti.
Viele afrikanische und amerikanische aber auch einige asiatische Stämme
bilden die Zahlen von 5 aufwärts durch Addition, wobei natürlich die
Finger der Hand als Grundlage dienen. Das quinäre System blickt auch
in den römischen Zahlen VI—X, XI—XV, XVI—XX etc. durch. (Vgl.

L. Geiger, Urspr. der Sprache I S. 314 ff.; ferner Tylor, die Anfänge der Kultur, Kapitel VII.)

Die Eskimos legen ihrem Zählen Finger und Zehen zu grunde und sagen so, um den Zahlbegriff 20 auszudrücken: „Es ist ein Mensch zu Ende“. Ähnlich ist es in den Maya-Sprachen von Guatemala.¹⁾ Dass auch die Kelten die vigesimale Zählmethode anwendeten, ist noch aus französischen Bildungen wie *quatre-vingts*, *quinze-vingts*, *soixante-quinze* u. s. w. ersichtlich.

Damit haben wir unser Thema in grossen Schritten durchlaufen. Wir wollen indessen nicht schliessen, ohne mit ein paar Worten des Gegenstücks der behandelten Erscheinung zu gedenken. Hatte der Mensch die Dinge vermenschlicht, so lag es nahe, den umgekehrten Weg zu betreten und sich oder die verschiedenen Teile seines Körpers zu „versachlichen“ oder zu „vertieren“. So erscheinen uns die Augen als Äpfel (Augapfel), dem Franzosen als Schlehe (*prunelle*); die fleischigen Bewegungsorgane als Mäuse (*musculus* = Mäuschen). Wir sagen, die Hand, der Fuss, die Zunge haben Wurzeln; Nase und Lungen Flügel; die Muskeln Sehnen. Wir sprechen von Stimmbändern, Herzkammern, Gelenkpfannen, von Nervensträngen (= Stricken), vom Rückgrat, von der Wirbelsäule. Am Ohr unterscheiden wir Ohrmuschel, Trommelfell, Hammer, Amboss, Bügel, Paukenhöhle, Labyrinth, Trompete, einen Gehörgang, ein ovales und ein rundes Fenster. Im Auge befindet sich die Linse und die Netzhaut. Der Franzose spricht vom *tronc du corps*, und nach lateinischem Muster von der *plante du pied*, (*planta pedis*), die Fussknöchel nennt er Nägelchen (*cheville*), für *chef* (*caput*) sagt er *tête*, eigentlich so viel wie Scherbe, Topf, und eine ähnliche Bedeutung mag auch das deutsche Wort Kopf haben.

Vorgänge der Natur und Eigenschaften der Dinge auf menschliche Verhältnisse übertragen haben wir in folgenden Redensarten: in Tränen zerfliessen, *se fondre en larmes*; weich werden, auftauen (z. B. in guter Gesellschaft); spröde, hart, schneidig, scharf, stumpfsinnig, blöde, gesalzen, roh, kalt, gerade, offen, verschlossen sein. Dass wir die Menschen, wenn wir von ihren Eigenschaften reden, gerne im Bilde der Tiere sehen, ist bekannt. Fast jeder Tiername ist zur Bezeichnung einer gewissen Gattung von Menschen geworden: was ein Hund, ein Ochs, ein Esel, eine Katze oder ein Kätzchen, ein Fuchs, ein Hase (Hasenfuss), ein Marder (Wirtshausmarder), eine Eule, ein Storch, ein Maulwurf, eine Biene, eine

¹⁾ Vergl. Otto Stoll, die Maya-Sprachen der Pokom-Gruppe, Leipzig 1896, S. 44 f.

Drohne u. s. w. sind, ist hinlänglich bekannt, und ebenso weiss man, dass tierische Handlungen dem Menschen oder einzelnen Körperteilen zugeschrieben werden: der Magen knurrt, gewisse Leute kriechen, Neider bellen oder kläffen u. s. f.

Obschon wir unser Thema nur in grossen Zügen skizzirten, werden wir doch gezeigt haben, wie bedeutsam der Anthropomorphismus und das, was sich aus ihm entwickelt hat, für das Sprachleben und das Denken waren und noch sind, und zwar auch dann noch, wenn wir die Grundlage, auf der wir unsere Darstellung aufbauten, nämlich Noire's Ansicht vom Ursprung der Sprache, das bleiben lassen, was sie ist: eine Theorie.

Der Nebenzweck, den wir befolgten, war, darzutun, dass wir in unseren alt gewordenen Sprachen eine reiche Fülle von versteinertem Sprachgut besitzen, das uns interessante Blicke in das Geistesleben unserer Vorfahren tun lässt.

M. Müller sagt irgendwo, und nicht mit Unrecht, die Sprache sei nichts als ein grosses Herbarium verwelkter Metaphern. Zum Glück kann man mit etwas Anstrengung einen grossen Teil dieses toten Schatzes wieder beleben und den verwelkten Blüten Farbe und Duft verleihen. Man gebe sich nur die Mühe, der Sprache in die Seele zu sehen; man betrachte nicht nur ihre äussere Form, sondern spüre den psychischen Vorgängen nach, und man wird sie lebendig machen. Weil wir die äussere Form der Sprache von unseren Eltern überkommen haben und diese Form zum grossen Teil durch unbewusste Vorgänge mit Inhalt gefüllt haben, geben wir uns gerne der Täuschung hin, die Sprache sei etwas Festes, das unveränderlich wie ein Grundstück von Generation zu Generation wandle, und während tatsächlich der Inhalt der Wörter, individuell und allgemein betrachtet, in einer steten Entwicklung begriffen ist, leben wir uns in den Irrtum hinein, die Wörter seien unverrückbar an den Dingen haftende Namen und keiner innern Wandlung fähig. So fällt es vielen Leuten, und sogar solchen, denen die Sprache die Krücke ist, an der sie sich durchs Leben behelfen, nicht ein, auf solche Umgestaltungen zu achten oder ihnen gar nachzustöbern; die Sprache aber bleibt für sie — ein grosses totes Herbarium, ja weniger als das. Wenn irgendwo, so ist hier das Göthe'sche Wort zu beherzigen:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb' es, um es zu besitzen.